



Tim Jackson

Wohlstand ohne Wachstum

Leben und Wirtschaften in einer endlichen Welt



Bundeszentrale für politische Bildung

Tim Jackson

Wohlstand ohne Wachstum

Schriftenreihe Band 1280

Tim Jackson

Wohlstand ohne Wachstum

Leben und Wirtschaften
in einer endlichen Welt

Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung

Aus dem Englischen von Eva Leiprand

Tim Jackson leitet die Wirtschaftliche Führungsgruppe der Kommission für Nachhaltige Entwicklung, einem unabhängigen Beirat der britischen Regierung. Er ist Professor für Nachhaltige Entwicklung am Zentrum für Umweltstrategien der Universität Surrey.

Dieses Buch wurde klimaneutral hergestellt.



Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen trägt der Autor die Verantwortung.

Bonn 2013

Lizenz Ausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn

© der Originalausgabe mit dem Titel „Prosperity without Growth.

Economics for a Finite Planet“ bei Tim Jackson, 2009

Zuerst veröffentlicht bei Earthscan, London, 2009

© der deutschen Ausgabe oekom Verlag, München 2011

Gesellschaft für ökologische Kommunikation mbH,

aktualisierte und überarbeitete Neuausgabe, München 2013

Übersetzung der englischen Ausgabe autorisiert durch Routledge,
ein Mitglied der Taylor & Francis Group

Umschlaggestaltung: Michael Rechl, Kassel

Umschlagfoto: © Adrian C. Nitu / Imagebroker / OKAPIA

Lektorat und Revision der Neuausgabe: Linda Geßner

Gestaltung und Satz Innenteil: Ines Swoboda

Druck: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-8389-0280-7

www.bpb.de

Vorwort zur aktualisierten und überarbeiteten Neuausgabe von <i>Tim Jackson</i>	ix
Vorwort von Uwe Schneidewind, Präsident des Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie	xv
1 Der verlorene Wohlstand	1
Wohlstand als Wachstum	3
Die Frage der Grenzen	6
Jenseits der Grenzen	12
2 Das Zeitalter der Verantwortungslosigkeit	16
Auf der Suche nach den Schurken	17
Das Labyrinth der Schulden	20
Der Feind im Innern	29
Ökologische Schulden	30
3 Wohlstand neu definieren	32
Wohlstand als Fülle	34
Wohlstand als Nutzen	35
Wohlstand als Verwirklichungschancen	39
Verwirklichungschancen innerhalb von Grenzen	41
4 Das Wachstumsdilemma	44
Materielle Fülle als Voraussetzung des Gedeihens	45
Einkommen und grundlegende Ansprüche	50
Einkommenswachstum und wirtschaftliche Stabilität	55

5 Der Mythos Entkopplung	59
Relative Entkopplung	60
Absolute Entkopplung	63
Die Zahlenlehre des Wachstums	68
Schwerwiegende Entscheidungen	73
6 Das »stahlharte Gehäuse« des Konsumismus	78
Strukturen des Kapitalismus	80
Gesellschaftliche Logik	88
Der Reiz des Neuen und die Angst	90
7 Keynesianismus und der »Green New Deal«	93
Wege, das Wachstum anzukurbeln	94
Der Green New Deal	96
Strategien zur Schaffung von Arbeitsplätzen	98
Das Potenzial für einen »grünen« Aufschwung	100
Den Aufschwung finanzieren	103
Jenseits des Aufschwungs	105
8 Ökologische Makroökonomie	108
Grundlagen der Makroökonomie	110
Den »Motor des Wachstums« verändern	114
Die Arbeit teilen	119
Ökologische Investitionen	122
Grundlagen für eine ökologische Makroökonomie	126
9 Gedeihen - in Grenzen	128
Ein Leben ohne Scham	131
Alternativer Hedonismus	132
Die Rolle des strukturellen Wandels	136

10 Ein Regierungsmodell für den Wohlstand	141
Die Rolle der Regierung	142
Eigennutz und Selbstlosigkeit	145
Varianten des Kapitalismus	147
Der Staat im Zwiespalt	149
11 Der Weg in ein nachhaltiges Wirtschaftssystem	153
Die Grenzen festsetzen	155
Das Wirtschaftsmodell reparieren	157
Die gesellschaftliche Logik verändern	161
Kein Utopia	164
12 Bleibender Wohlstand	166
Vorstellungen vom Wohlstand	168
Aschenputtel auf dem Ball?	172
Das Ende des Kapitalismus?	175
Es ist an der Zeit ...	179
Dank	182
Anhang	
Redefining Prosperity. Ein Projekt der Sustainable Development Commission	184
Literatur	187
Anmerkungen	200
Über den Autor	220

Vorwort zur aktualisierten und überarbeiteten Neuauflage

Tim Jackson

»Die Vergangenheit ist ein fremdes Land«, verkündet der titelgebende Erzähler des Films *The Go-Between – Der Mittler*, »sie machen dort alles anders.« Erst vier Jahre sind seit der Erstveröffentlichung von *Prosperity without Growth* vergangen – kaum zwei seit der ersten deutschen Ausgabe – und doch scheint die Welt heute schon eine ganz andere zu sein.

Einer der deutlichsten Unterschiede ist, dass sich die globale Wachstumsdebatte dramatisch verändert hat. Die konventionelle Vision von gesellschaftlichem Fortschritt als ein Paradies endlosen Wachstums wird zunehmend genaueren Prüfungen unterzogen: nicht nur durch diejenigen, die an der grundsätzlichen Machbarkeit zweifeln und seine Erwünschtheit hinterfragen; auch durch die, die sich Gedanken darüber machen, wo um alles in der Welt dieses Wirtschaftswachstum herkommen soll – jetzt, nach der schlimmsten Finanzkatastrophe innerhalb der letzten achtzig Jahre. Die Frage, die einstmals nicht gefragt werden durfte, beherrscht die Medien heute regelmäßig: Ist es vorstellbar, dass uns Wirtschaftswachstum am Ende doch keinen bleibenden Wohlstand liefert?

Als ich in meiner Rolle als Wirtschaftsbeauftragter zum ersten Mal zu erkennen gegeben habe, dass die britische Regierungskommission für Sustainable Development einen Bericht über die Beziehung zwischen Wachstum und Nachhaltigkeit schreiben würde, warf mir ein Schatzmeister aus dem Publikum vor, ich würde wollen, dass wir alle wieder in Höhlen leben. Ein anderer Amtsträger hat viel Zeit und Mühe investiert, um mich davon abzubringen, den Wachstumsaspekt überhaupt in den Bericht mit aufzunehmen. Wachstum zum Thema zu machen ist doch aber genau der Punkt, gab ich naiv zurück. Im April 2009, in der Nacht vor der Veröffentlichung, rief mich derselbe Beamte an, um mir mitzuteilen, dass »Number 10« (die britische Regierungsresidenz in der Downing

Street, London – seinerzeit die von Gordon Brown) »an die Decke gegangen ist«. Was ich da hätte machen sollen, ist mir bis heute ein Rätsel.

Im Rückblick kann ich natürlich erkennen, dass es für einen Regierungsberater gewagt war, einen Bericht zu veröffentlichen, der zwei so wenig zueinander passende Begriffe in einem Titel zusammenbringt: »ohne« und »Wachstum«. Einen derartigen Report aber in genau der Woche zu publizieren, in der der Premierminister einen G20-Gipfel ausrichtet, um über Wachstumsanstöße zu beratschlagen, bedeutet, dass man Ärger sucht. (Die Kommission selbst hat nach der Veröffentlichung übrigens kein weiteres Jahr überlebt.) Auch hier zeigt sich der kulturelle Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Die Krise war erst ein paar Monate alt und die G20-Sprache strotzte noch vor Selbstüberschätzung: das Wachstum brauche einfach nur einen entschiedenen »Tritt von hinten« und die Dinge würden sich schon schnell wieder normalisieren.

Vier Jahre später sieht es so aus, als wäre dieser Begeisterungsrausch für kurzfristige Konjunkturpakete eher jugendliche Schwärmerei gewesen als ein bedeutsames Liebesverhältnis. Die Bruchlinien innerhalb der konventionellen Wirtschaftswissenschaften haben sich spürbar ausgedehnt. Was einmal nach kleinen, für die westliche Welt kaum sichtbaren Rissen aussah, hat sich mittlerweile zu respektablen Schluchten vertieft, die ganze Nationen zu verschlingen drohen. Der Kollaps der Lehmann Brothers am 15. September 2008 signalisierte mehr als den Beginn einer konjunkturellen Liquiditätskrise. Das stumpfe Licht der hartnäckigen Rezession hat die einstmals so makellose Oberfläche des Kapitalismus Bruch für Bruch ausgeleuchtet: schonungslos offenbart sich, dass diese Brüche tief ins Herz des Wirtschaftsmodells reichen.

Wie *Wohlstand ohne Wachstum* zeigt, ist der moderne Kapitalismus seiner Natur nach auf die vermeintliche Unersättlichkeit menschlicher Bedürfnisse angewiesen, in der permanenten Erwartung stetig wachsender Konsumausgaben. Wo auch immer er auftaucht – der Kapitalismus drängt dadurch nach vorne, dass er nach immer neuen Märkten für immer neue Produkte sucht: die kontinuierliche Überwerfung mit dem Alten zugunsten des Neuen, das Eindringen des Marktes in immer persönlichere Bereiche unseres Lebens. Am Anfang kann dieser Prozess ungemein produktiv sein und zu erheblichen Verbesserungen im realen Lebensstandard führen. Um dem Gebot unseres Wirtschaftssystems aber gerecht zu werden, und diesen Prozess dauerhaft in Gang zu halten, brauchen wir Menschen, die eisern an ihrer Sucht nach materiellen Dingen

festhalten, die immerzu bereit sind, sich Geld zu leihen und auszugeben – wenn nötig, sogar ihre eigene finanzielle Zukunft zu verpfänden – nur um weiter einkaufen und konsumieren zu können.

Und wenn wir ehrlich sind, sind wir alle ein bisschen betroffen: das »Neue« ist für uns alle interessant und in unterschiedlichem Maße bedeutsam. Über das »Neue« erzählen wir uns zum Beispiel Geschichten darüber wie wichtig wir sind: das »Neue« signalisiert Status. Außerdem signalisiert es uns Fortschritt und bietet Hoffnung – eine leuchtendere und glänzendere Welt für unsere Kinder und Kindeskiner. Sollten wir unsere Lust am Neuen einmal vergessen oder versuchen, gar ohne auskommen zu wollen, sind schnell jede Menge pfiffiger Werber und Vermarkter, Investoren und Politiker zur Stelle, um uns wieder daran zu erinnern. Um uns – in ganz einfachen Worten – dazu zu bringen, von dem Geld, das wir nicht haben, Dinge zu kaufen, die wir nicht brauchen, um bei Leuten, die uns eigentlich egal sind, Eindruck zu hinterlassen, der nicht anhält.

Bei genauerer Untersuchung zeigt sich, dass die Vorstellung von der Menschheit als einer unersättlichen Horde eigennütziger »Novitäten-Jäger« – wenn schon nicht völlig unzutreffend – absolut unvollständig ist. Es stellt sich heraus, dass eigentlich nur Ökonomen wirklich daran glauben. Die gute Nachricht ist: wir brauchen keinen radikalen Wandel in der menschlichen Natur, um Wohlstand zu erreichen. Die schlechte Nachricht ist: unser Wirtschaftsmodell ist von Grund auf fehlerhaft.

Die Rezession ist das perfekte Lehrstück. Die finanzielle Krise war nicht einfach nur Ergebnis schurkenhaften Verhaltens oder unglücklicher Umstände. Ihr Eintreten war schlichtweg unvermeidbar: ein Störfall, der nur darauf gewartet hat, aufzutreten. Eine Wirtschaft, deren Stabilität von endloser Stimulation der Konsumentennachfrage abhängt, greift zwangsläufig auf eine Ausweitung der Geldmenge zurück, um Wachstum in Gang zu halten. Der Kreditboom schafft empfindliche Bilanzen, und um hässliche Schulden zu verschleiern, werden komplexe finanzielle Instrumente entwickelt. Das geht solange gut, bis diese Schulden überhand nehmen und ein »toxisches« Maß erreichen – dann bricht das System zusammen.

Regierungen haben zig Billionen Dollar eingesetzt, um den Banken aus der Klemme zu helfen und die Weltwirtschaft wiederzubeleben. Hohe Finanzkredite haben jedoch nur eine weitere schwere Krise herbeigeführt: In der gesamten Eurozone ist ein Land nach dem anderen mit wachsenden Defiziten, schwerwiegender Staatsverschuldung und zurückgestufter

Bonitätsbeurteilung konfrontiert. Die strengen Sparpolitiken, die eingeführt wurden, um die Kreditfähigkeit zu schützen, haben es nicht geschafft, die wirklichen, grundlegenden Probleme zu lösen. Schlimmer noch: sie haben neue soziale Probleme geschaffen. Der Rückgang gesellschaftlicher Investitionen hat zu noch größeren Ungleichheiten geführt, die Arbeitslosigkeit ist gestiegen – die Erregung der Öffentlichkeit nimmt spürbar zu. Die Ungerechtigkeit finanzieller Rettungszahlungen an die Architekten der Krise ist für alle sichtbar geworden: die Lasten tragen die Opfer der Krise. Großflächige soziale Unruhen sind zum Greifen nahe.

Es war wahrscheinlich vorhersehbar, dass die offizielle Antwort nach wie vor »Wachstum um jeden Preis« heißt – und bisweilen offenbart dieser Ruf die Verzweiflung des Süchtigen. »Das Kabinett, dem ich vorsitze, ist jetzt ein Wachstumskabinett«, prahlte Premierminister David Cameron in einer Rede vor der Confederation of British Industry im letzten Jahr. »Ich will, dass jede Abteilung in Whitehall eine Wachstumsabteilung wird.« Indem er die Bedingungen mit denen des Krieges verglich, plädierte er dafür, Vorschriften zu umgehen und Konventionen über den Haufen zu werfen. »Um diese weltweite Jagd zu gewinnen, müssen wir alle Kräfte mobilisieren, die wir haben«, verkündete er.

So ein Hurrapatriotismus verrät einen erstaunlichen Mangel an Fantasie und Sichtweite. Außerdem signalisiert er eine beängstigende Ignoranz gegenüber makroökonomischen Realitäten. Wie die Eurozone auf eigene Kosten herausfinden musste, sind es die Asymmetrien zwischen den Staaten, die die Vision eines geeinigten Europas zu unterminieren drohen. Der Wettbewerb um nationale Vorteile ist ein Nullsummenspiel und kann das Problem nur verschärfen.

Deutschland hatte mit Sicherheit eine umsichtiger Vorgehensweise. In den letzten 25 Jahren hat die »soziale Marktwirtschaft« eine echte Alternative zur anglozentrischen Schwärmerei für die Liberalisierung angeboten. Die Wiedervereinigung war für Deutschland ein reales Experiment, die Balance zwischen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zielen zu finden. Die Arbeit der deutschen Enquete-Kommission zu Wachstum, Wohlstand und Lebensqualität zeugt von echter politischer Bereitschaft, sich für alternative Visionen sozialen Fortschritts zu engagieren.

Es ist schon komisch, dass ausgerechnet eine Nation, die willens ist, wirtschaftliche Orthodoxie für soziale Ideale zu opfern, ökonomisch besser abschneidet (sogar in konventionellen Begriffen) als ihre eigennützigeren Rivalen – auch wenn wir nicht vergessen sollten, dass dies durch den massiven Ausbau des Handels erreicht wurde, der seine Güter zwar

gerne auf ausländischen Märkten bereitstellt, die Einfuhr ausländischer Güter für deutsche Konsumenten aber erheblich weniger fördert. So ein exportbasierter Erfolg trägt nicht nur zum Ungleichgewicht in der Eurozone bei; er ist auch nur solange möglich, wie irgendjemand irgendwo weiterhin Geld leiht, um weiterhin konsumieren zu können.

Man muss also feststellen, dass die gesamtwirtschaftliche Leistung Deutschlands keine behaglichere Vision für ein stabiles Europa – oder eine nachhaltige Welt – bietet als der nunmehr diskreditierte anglozentrische Neoliberalismus. Es braucht mehr: eine ökologische Makroökonomie, radikalere Umgestaltungen des Finanzmarktes und eine gerechtere Vorstellung vom guten Leben.

Genau dies war und ist der Anspruch von *Wohlstand ohne Wachstum*: nicht einfach nur die Probleme offenzulegen oder die Katastrophe zu beklagen, sondern die Dimensionen für eine andere Form der Makroökonomie darzulegen – eine Makroökonomie, die auf einer kohärenten Vision von Wohlstand basiert. Diese ursprüngliche Intention ist über die Jahre zwangsläufig etwas in Vergessenheit geraten. Ein erfolgreiches Buch wird oft auf seinen Titel reduziert. Diese einfachen Worte »ohne« und »Wachstum« – so harmlos sie für sich allein genommen sind, so verhängnisvoll wenn sie zusammengenommen werden – haben dem Buch große Aufmerksamkeit zuteil werden lassen. Sie haben allerdings auch von seinen praktischen Anregungen abgelenkt.

Die grundlegende Aussage dieses Buches ist, dass ein gutes Leben auf einem endlichen Planeten nicht einfach bedeutet, immer mehr zu konsumieren. Es kann auch nicht darum gehen, mehr und mehr Schulden anzuhäufen. Wohlstand in jeder sinnvollen Verwendung des Wortes handelt von der Qualität unseres Lebens und unserer Beziehungen, von der Belastbarkeit unserer Gemeinschaften und von unserem Gefühl einer persönlichen und gemeinsamen Bestimmung. Die Makroökonomie für eine solche Vision zu errichten, ist eine präzise, bestimmbare und sinnvolle Aufgabe. Das Bestreben von *Wohlstand ohne Wachstum* war von jeher, die Bausteine zur Bewältigung dieser Aufgabe zumindest zu entwerfen.

Die Vergangenheit ist ein anderes Land. Hätte mir in jener Nacht, als mich der aufgebrauchte Beamte anrief, jemand gesagt, dass das Buch im Jahre 2013 in 15 Sprachen übersetzt sein würde, und dass ich hier sitzen würde, um ein Vorwort für eine überarbeitete Fassung der erfolgreichsten dieser Übersetzungen zu schreiben, ich wäre erstaunt gewesen.

Ich wäre auch hochofrenut gewesen. Es ist ein Privileg, zu der Wachstumsdebatte in Deutschland beigetragen zu haben. Und ich möchte es

abschließend nicht versäumen, all jenen meinen herzlichen Dank auszusprechen, die nicht nur die ursprüngliche Übersetzung, sondern nun auch diese überarbeitete Fassung möglich gemacht haben: mein Dank gilt Eva Leipprand – ihre Übersetzung hat erkennbar großen Anklang bei den deutschen Lesern gefunden; mein Dank gilt Linda Geßner für ihre sorgfältigen Überarbeitungen – sie bringen den Text noch näher an das englische Original; vielen Dank an Barbara Unmüßig und ihre Kollegen der Heinrich Böll-Stiftung – ihre kontinuierliche Unterstützung für die Arbeit war einzigartig; und mein Dank gilt auch Christoph Hirsch und seinen Kollegen im oekom verlag – ihre Geduld und Beständigkeit waren elementar, um *Wohlstand ohne Wachstum* einem breiten Publikum zugänglich zu machen.

Wohlstand selbst – wie die lateinischen Wurzeln des englischen Wortes »Prosperity« enthüllen – handelt von Hoffnung. Hoffnung für die Zukunft, Hoffnung für unsere Kinder und für uns selbst. Das bleibt eine Aufgabe, der zu widmen es sich immer lohnt.

Übersetzt von Linda Geßner

Vorwort

Uwe Schneidewind, Präsident des Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie

Tim Jacksons Studie *Wohlstand ohne Wachstum* gilt zu Recht als eine der besonders differenzierten und ökonomisch profunden Analysen der aktuellen Wachstumsdebatte. Das Buch zeichnet sich nicht alleine dadurch aus, dass es sich den zahlreichen Wachstumsmythen und -hoffnungen detailliert nähert und sie entzaubert, sondern auch durch die Entwicklung eines umfassenden politischen Reformprogramms.

Die deutsche Übersetzung hat schon jetzt ein großes Publikum erreicht, und trotzdem kommt die jetzt erscheinende Neuauflage zur rechten Zeit, denn die Enquete-Kommission des Bundestages für »Wachstum, Wohlstand, Nachhaltigkeit« geht auf die Zielgerade und wird im späten Frühjahr 2013 ihre Ergebnisse präsentieren. Dies wird die Diskussion über die Perspektiven künftigen Wachstums in Deutschland auch im Rahmen des Bundestagswahlkampfes 2013 nochmals beflügeln.

Tim Jackson liefert mit seiner Analyse einen Bezugsrahmen, der über die unterschiedlichen parteipolitischen Lager hin anschlussfähig ist. Das hat sich auch in der Debatte in Großbritannien gezeigt. Diese vermeintlich geschlossene parteienübergreifende Sympathie für die Wachstumsdiskussion kann nicht die Tatsache verdecken, dass sie mit der Vielschichtigkeit des Gegenstandes zusammenhängt. Für diese Vielschichtigkeit sensibilisiert die Studie von Jackson. Sie wurde auch im Rahmen der Diskussionen in der Wachstums-Enquete-Kommission deutlich.

Denn nicht nur für grüne Politik gibt die Wachstumsdebatte Kernthemen – hier denen der ökologischen Begrenzung und globalen Gerechtigkeit – einen breiteren Rahmen.

Aus konservativer Sicht besteht der Reiz des Themas in der Wiederentdeckung einer Wertedebatte, die mehr politische Identifikation stiftet als die Selbstdefinition über ökonomische Handlungskompetenz, deren nationale Kraft angesichts weltwirtschaftlicher Einflussfaktoren ohnehin an Glanz verliert.

Für die Sozialdemokratie belebt das Wachstumsthema Debatten um einen angemessenen Fortschrittsbegriff sowie die Bedeutung des sozialen Ausgleichs für die Gestaltung einer gelungenen Gesellschaft neu.

Die liberale Politik wird dadurch für eine Neu- und Rückbesinnung auf die Bedeutung von Ordnungsrahmen sensibilisiert. Ökologische Krise und Finanzkrise sind letztlich Auswüchse ungezügelter Markthandelns. Soll der legitimatorische Boden für eine umfassende marktliche Steuerung erhalten bleiben, bedarf es intelligenter Weiterentwicklungen der Ordnungsrahmen.

Für die Linke bestätigt die Wachstumsfrage viele Elemente einer Kapitalismus-Kritik und des nötigen Reformbedarfes eines kapitalistischen Wirtschaftssystems.

Was ist Tim Jacksons Studie nun? Eine konservative, eine liberale, eine grüne, eine sozialdemokratische oder eine kapitalismuskritische Denkschrift?

Der Reiz des Buches ist, dass es eines deutlich macht: Die Wachstumsdiskussion lässt sich nicht in solche Schablonen pressen. In dem von Jackson entwickelten politischen Reformprogramm stehen eine Werte-Rückorientierung neben klassischen ökologischen Politikempfehlungen (wie die Weiterentwicklung der ökologischen Steuerreform), Bausteine marktkonformer Steuerung (Politik globaler Caps/Umweltkontingente) neben Forderungen nach Instrumenten des sozialen Ausgleichs und einer durchaus deutlichen Konsum- und Kapitalismuskritik.

Genau hier beginnt die Herausforderung nicht nur für die politische Auseinandersetzung. Es ist eine Herausforderung auch für die künftige wissenschaftliche Bearbeitung des Themas.

Denn eine Besonderheit der Studie von Tim Jackson ist die Tatsache, dass sie in dem breiten Reigen an wachstumskritischen Büchern der letzten Jahre eines der ganz wenigen ist, das von einem etablierten ökonomischen Hochschullehrer kommt. Im Allgemeinen hält sich die ökonomische Zunft in der profunden Analyse und dem Entwurf von wachstumsunabhängigen gesellschaftlichen Entwicklungen zurück. Sie ist in vielen Fällen sogar darum bemüht, die Auseinandersetzung mit dem Thema als abwegig abzutun.

Politisch wird das Thema aber nur zu bearbeiten sein, wenn die wissenschaftliche Basis seiner Durchdringung weiter steigt. Dass Jackson mit seinem Buch hierzu als anerkannter Ökonom die Tür aufstößt, ist sein besonderer Verdienst.

Wissenschaftlich stellen sich in den kommenden Jahren insbesondere zwei zentrale Herausforderungen:

(1) Es bedarf weiterhin einer breiten wissenschaftlichen Mobilisierung – innerhalb der Ökonomie, aber insbesondere im interdisziplinären Zusammenspiel von Wirtschafts-, Sozial- und Kulturwissenschaften. Jacksons Analyse und Reformvorschläge streifen wirtschafts-, politik-, sozial- und kulturwissenschaftliche Fragen. Solide wissenschaftlich bearbeitet wird das Feld bisher aber nur von einigen wenigen heterodoxen Ökonomen und Sozialwissenschaftlern. Dies reicht nicht aus: Es fehlen ausgewiesene Makroökonomien, Außenhandels-, Gesundheits- und Rentenökonomien, Vertreter der experimentellen genauso wie der Institutionen-Ökonomie in der Debatte, die zusammen mit Politik-, Sozial- und Kulturwissenschaftlern Reformprogramme einer »wachstumsbefriedeten Wirtschaftsordnung« (W. Sachs) erarbeiten.

Jackson schneidet diesen inter-ökonomischen und inter-disziplinären Themenkontext in seiner Analyse an, kann sie verständlicherweise aber nicht alleine bewältigen.

(2) Hinter der Erforschung einer Wachstumswende steht letztlich der Anspruch eines umfassenden gesellschaftlichen Umbaus. Dieser lässt sich nicht am Reißbrett planen. Für eine solide wissenschaftliche Bearbeitung bedarf es gut vernetzter »Experimentierorte« für eine Postwachstumsgesellschaft. Nur so lässt sich ein empirisch gestütztes wissenschaftliches Fundament für einen Umbau gewinnen. Für fast alle von Jackson angesprochenen Reformvorschläge gibt es heute schon reale Experimente: Länder und Regionen mit alternativen Wohlstandsindikatoren, verschiedene Umsetzungen ökologischer Fiskalpolitiken und Emissionsbegrenzungen, innovative Arbeitszeitpolitiken, Städte und Gemeinden, die einen gemeinschaftlichen Infrastrukturaufbau und die Förderung regionaler Selbstversorgung betreiben. In der wissenschaftlichen Analyse haben alle diese »Experimente« selten mehr als den Charakter von Anekdoten. Systematische, national und international vergleichende Forschung, die einen Wissensfundus für die Wachstumswende aufbaut, steht weitgehend aus. Die Beziehungen zwischen den einzelnen Politikbereichen sind faktisch nicht untersucht. Hier liegt eine lohnende Investition für eine künftige Forschungspolitik und -förderung, wenn wir unsere Gesellschaft widerstandsfähiger und zukunftssicherer gestalten wollen.

Tim Jackson ist zu danken, dass er mit seinem Buch auch Lust auf diese wissenschaftliche Expedition macht!

1 Der verlorene Wohlstand

Wir alle hier, denke ich, werden einräumen, dass uns das Gespür für einen Wohlstand, an dem alle teilhaben, abhanden gekommen ist.

Barack Obama, 27. März 2008¹

Wohlstand heißt: Es geht uns gut, so wie wir das hoffen und erwarten.²

»Wie geht's?« ruft man sich zu. »Wie läuft's bei dir?« Solche Alltagsgespräche bedeuten mehr als nur beiläufiges Grüßen. Wir haben offenbar großes Interesse am Wohlbefinden des andern. Dass es allen gut geht, ist ein allgemein menschliches Anliegen.

Wir wollen also, dass es uns gut geht, aber wir wollen natürlich auch, dass das in Zukunft so bleibt. Wir werden wohl kaum das Gefühl haben, dass das Leben glatt läuft, wenn wir damit rechnen müssen, dass morgen alles in die Brüche geht. »Ja, es geht mir gut, vielen Dank. Morgen melde ich Konkurs an.« Das wäre eine unsinnige Antwort. Es liegt aber in der Natur des Menschen, sich Gedanken über die Zukunft zu machen.

Wir wissen auch, dass der Wohlstand des Einzelnen auch durch gesellschaftliche Missstände beeinträchtigt wird. Dass es mir persönlich noch gut geht, ist ein geringer Trost, wenn Familie, Freunde und Gesellschaft sich allesamt in einer Notlage befinden. Mein eigenes Wohlergehen und das Wohlergehen der Menschen um mich herum sind miteinander verwoben – manchmal unauflöslich.

Aus der Tatsache, dass wir füreinander Sorge tragen, erwächst eine Vision menschlichen Fortschritts. Wohlstand verspricht die Beseitigung von Hunger und Obdachlosigkeit, das Ende von Armut und Ungerechtigkeit, die Hoffnung auf eine sichere und friedliche Welt. Diese Vision ist nicht nur wegen ihrer Selbstlosigkeit bemerkenswert, sie ist auch eine Bestätigung dafür, dass unser Leben einen Sinn hat. Sie weckt in uns das tröstliche Gefühl, dass alles insgesamt nicht schlechter, sondern besser wird – wenn nicht immer für uns selbst, dann zumindest für unsere

Nachkommen: eine bessere Gesellschaft für unsere Kinder, eine gerechtere Welt, eine Welt, in der eines Tages auch die weniger vom Glück Begünstigten aufblühen können. Wenn ich nicht an diese Aussicht glauben kann, woran dann? Was für einen Sinn kann ich dann in meinem Leben erkennen?

So verstanden ist Wohlstand eine Vision, die wir alle haben, die sich in unseren Alltagsritualen widerspiegelt. Entsprechende Überlegungen beeinflussen auch Politik und Gesellschaft, und die Hoffnung auf einen solchen Wohlstand bildet den Mittelpunkt unseres Lebens.

So weit so gut. Wie aber kann diese Aussicht Wirklichkeit werden? Wenn es keine gangbare Möglichkeit gibt, Hoffnung Wirklichkeit werden zu lassen, dann bleibt Wohlstand eine Illusion. Worauf es ankommt, sind überzeugende, belastbare Mechanismen, mit denen sich Wohlstand herstellen lässt. Dabei geht es aber um mehr als eine reine Mechanik des Wohlergehens. Die Legitimation der Mittel, die wir verwenden, damit es uns gut geht, ist ein Bestandteil des Kitts, der die Gesellschaft zusammenhält. Geht die Hoffnung verloren, erlischt auch jede Art von Gemeinschaftsgefühl, und Moralvorstellungen beginnen sich aufzulösen. Es ist entscheidend, dass wir auf die richtigen Mechanismen setzen.

Eine der wesentlichen Botschaften dieses Buches ist, dass wir bei dieser Aufgabe versagen. Unsere Technologien, unsere Wirtschaftsform und unsere sozialen Ziele lassen sich allesamt mit sinnvollem Wohlstand nicht vereinbaren. Unsere Vorstellung eines gesellschaftlichen Fortschritts, der auf ständig zunehmenden materiellen Bedürfnissen beruht, ist grundsätzlich unhaltbar. Unser Versagen bedeutet nicht nur, dass wir unsere Utopien nicht verwirklichen können, es reicht viel tiefer. In dem Maße, in dem wir es uns heute gut gehen lassen, graben wir systematisch dem guten Leben von morgen das Wasser ab. Die Gefahr ist groß, dass wir jede Aussicht auf einen dauerhaften Wohlstand für Alle verspielen.

Dieses Buch soll aber weder als Tirade wider das Versagen der Moderne verstanden werden noch als Klage über die Unabänderlichkeit der *Conditio humana*. Zweifellos unterliegen unsere Bemühungen, dauerhaften Wohlstand zu erreichen, Zwängen, die sich nicht ändern lassen. Dazu könnte gehören, dass menschliches Tun an ökologische Grenzen stößt, dazu könnten bestimmte Aspekte des menschlichen Wesens zählen. Es ist ein zentrales Anliegen dieser Untersuchung, solchen Zwängen Rechnung zu tragen.

Vorrangiges Ziel des Buches ist es, brauchbare Auswege aus der größten Zwickmühle unserer Zeit zu finden – und unser Streben nach einem guten Leben mit den Grenzen eines endlichen Planeten zu versöhnen.

Die folgende Untersuchung will vor allem der Frage nachgehen, wie es der menschlichen Gesellschaft gelingen kann, angesichts ökologischer Grenzen zu gedeihen und ein gutes Leben zu führen.

Wohlstand als Wachstum

Im Mittelpunkt dieses Buchs steht eine sehr einfache Frage: Wie kann Wohlstand in einer endlichen Welt aussehen, deren Ressourcen begrenzt sind und deren Bevölkerung innerhalb der nächsten Jahrzehnte voraussichtlich auf über neun Milliarden Menschen anwachsen wird?³ Haben wir eine angemessene Vorstellung von Wohlstand für eine solche Welt entwickelt? Ist diese Vorstellung tragfähig angesichts dessen, was wir über ökologische Grenzen wissen? Wie können wir diese Vision Wirklichkeit werden lassen?

Die vorherrschende Antwort ist, Wohlstand als ökonomische Größe zu definieren und, um diesen zu wahren, dauerhaftes Wirtschaftswachstum zu fordern. Höhere Einkommen machen mehr möglich, sorgen für ein pralles Leben und eine verbesserte Lebensqualität für diejenigen, die davon profitieren. So jedenfalls die gängige Meinung.

Diese Formel wird (fast buchstäblich) in bare Münze umgesetzt und als Steigerung des Bruttoinlandsprodukts (BIP) pro Kopf gehandelt. Grob gesagt ist das BIP ein Maß für die »Wirtschaftstätigkeit« einer Nation oder Region.⁴ Wie wir später sehen werden, gibt es gute Gründe zu bezweifeln, dass ein solch grober Maßstab wirklich ausreicht. Fürs Erste bildet er aber recht gut ab, was man im Allgemeinen unter Einkommenssteigerung versteht. Eine Steigerung des Pro-Kopf-BIP ist demnach gleichbedeutend mit einer Vermehrung des Wohlstands.⁵

Dies ist sicher einer der Gründe, warum fast das ganze letzte Jahrhundert über das Wachstum des BIP überall auf der Welt das mit Abstand wichtigste Ziel ordnungspolitischer Maßnahmen war. Für die ärmsten Nationen der Welt hat dieser Ansatz offensichtlich immer noch großen Reiz. Will man sich sinnvoll mit der Frage des Wohlstands beschäftigen, muss man die Not, in der eine Milliarde Menschen weltweit lebt, berücksichtigen, das heißt die Not von Menschen, die weniger als einen Dollar pro Tag haben – nicht einmal die Hälfte dessen, was ein kleiner Cappuccino bei Starbucks kostet.⁶

Greift aber dieselbe Logik auch bei den reicheren Nationen, dort, wo die Grundbedürfnisse im Überfluss gedeckt sind und eine weitere Meh-

rung von Konsumgütern den materiellen Komfort kaum noch wird steigern können? Wie kommt es, dass wir, obwohl wir schon so viel haben, immer noch hungrig sind nach mehr? Wäre es nicht vielleicht besser, das rücksichtslose Wachstumsstreben in den entwickelten Volkswirtschaften anzuhalten und sich stattdessen darauf zu konzentrieren, die vorhandenen Ressourcen gerechter zu verteilen?

Können ständig steigende Einkommen für die bereits Wohlhabenden weiterhin legitimer Mittelpunkt ihrer Hoffnungen und Erwartungen sein – in einer Welt mit endlichen Ressourcen und engen ökologischen Grenzen, in einer Welt, die immer noch gekennzeichnet ist durch »Inseln des Wohlstands« inmitten eines »Ozeans der Armut«?⁷ Oder gibt es vielleicht einen anderen Weg hin zu einer nachhaltigeren, gerechteren Form des Wohlstands?

Auf diese Frage werden wir immer wieder zurückkommen und sie dabei aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten. Wir wollen aber hier bereits in aller Deutlichkeit feststellen, dass für viele Ökonomen schon allein die Vorstellung von einem Wohlstand ohne Wachstum ein rotes Tuch ist. Wachstum des BIP gilt als selbstverständlich. Es gibt unzählige Bücher darüber, wann und warum das BIP wächst, wer es am besten befördert und was zu tun ist, sollte es nicht mehr wachsen. Vergleichsweise wenig wurde darüber geschrieben, warum wir dieses Wachstum überhaupt brauchen.

Das unerbittliche Streben nach mehr, das hinter den traditionellen Vorstellungen von Wohlstand steckt, hat durchaus so etwas wie einen intellektuellen Unterbau. Kurz gefasst wird etwa folgendermaßen argumentiert: Das BIP beziffert den wirtschaftlichen Wert der auf dem Markt gehandelten Güter und Dienstleistungen. Wenn wir nun unser Geld für immer mehr Produkte ausgeben, dann deshalb, weil wir ihnen einen Wert beimessen. Wir würden ihnen keinen Wert beimessen, würden sie nicht gleichzeitig unsere Lebensqualität verbessern. Deshalb ist eine stetige Steigerung des Pro-Kopf-BIP durchaus ein sinnvoller Indikator für wachsenden Wohlstand.

Der Haken daran ist aber, dass Wohlstand nicht zwangsläufig mit Einkommen oder Reichtum gleichzusetzen ist. Wachsender Wohlstand bedeutet nicht automatisch das Gleiche wie Wirtschaftswachstum. Mehr muss nicht besser sein. Es ist noch gar nicht lange her, da wurde Wohlstand nicht über Geld definiert. Wohlstand bedeutete ganz einfach das Gegenteil von Not und Elend.⁸ Die Vorstellung von wirtschaftlichem Wohlstand – die Gleichsetzung von steigendem Wohlstand mit Wirt-

schaftswachstum – ist eine Deutung der Moderne. Diese Deutung ist in letzter Zeit heftig unter Beschuss geraten.

Einer der Vorwürfe lautet, dass das Wachstum seine Wohltaten im besten Falle ungleich verteilt. Ein Fünftel der Erdbevölkerung verdient etwa zwei Prozent des Welteinkommens. Auf der anderen Seite verdienen die reichsten 20 Prozent 74 Prozent des Welteinkommens. Der Unterschied zwischen Arm und Reich ist riesig und bedeutet eine reale Wohlstandsdifferenz, ganz gleich welche Maßstäbe man anlegt. Aus humanitärer Sicht ist ein solches Missverhältnis nicht hinzunehmen. Es produziert zudem wachsende soziale Spannungen – reale Härten in den am meisten benachteiligten Bevölkerungsgruppen, die sich auf eine Gesellschaft negativ auswirken.⁹

Selbst innerhalb der hoch entwickelten Volkswirtschaften ist die Ungleichheit höher als noch vor zwanzig Jahren. Während die Reichen immer reicher wurden, stagnierten die Realeinkommen der Mittelschicht in den westlichen Ländern bereits lange vor der aktuellen Rezession. Das Wachstum hat den Lebensstandard der besonders Bedürftigen keineswegs gehoben, ganz im Gegenteil; es hat einen großen Teil der Weltbevölkerung in den letzten 50 Jahren ihrem Schicksal überlassen. Der Reichtum ist zu den wenigen Glücklichen sozusagen »hinaufgesickert«.

Das Problem der unfairen Verteilung ist nur einer der Gründe, warum man die herkömmliche Wohlstandsdefinition hinterfragen sollte. Es wächst auch die Erkenntnis, dass – zumindest ab einem bestimmten Punkt – das ständige Streben nach wirtschaftlichem Wachstum Glück und Lebenszufriedenheit der Menschen nicht mehr steigern, sie sogar beeinträchtigen kann. Während die entwickelten Volkswirtschaften in den letzten zehn Jahren ökonomisch vergleichsweise erfolgreich waren, wurde gleichzeitig von einer wachsenden »sozialen Rezession« gesprochen.¹⁰

Schließlich – und vordringlich – muss sich jede tragfähige Vision von Wohlstand mit der Frage der Grenzen auseinandersetzen – vor allem, wenn sie auf Wachstum gegründet ist. Wie und für wie lange ist stetiges Wachstum möglich, ohne an die ökologischen Grenzen eines endlichen Planeten zu stoßen?

Die Frage der Grenzen

Die Frage der Grenzen ist uralte. Ihre jüngere Geschichte kann man jedoch in drei Phasen unterteilen. Im späten 18. Jahrhundert griff der Pastor Thomas Robert Malthus die Diskussion in seinem enorm einflussreichen Essay *Das Bevölkerungsgesetz (An Essay on the Principle of Population)* auf. In den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts wurde die Diskussion in dem Bericht *Grenzen des Wachstums* des Club of Rome in anderer Form weitergeführt. Heute befinden wir uns in der dritten Phase. Die Sorge über den Klimawandel und die Erdölknappheit (»Peak Oil«¹¹) konkurrierten mit der Angst vor dem Zusammenbruch der Wirtschaft.

Den Geist von Malthus heraufzubeschwören, ist natürlich gefährlich. Er wird aus den unterschiedlichsten Gründen in Bausch und Bogen verdammt; und manche dieser Gründe sind durchaus stichhaltig, etwa seine zynischen Ansichten über die Armut oder sein heftiger Widerstand gegen die Armengesetze. Und überhaupt, Malthus war es, der der Wirtschaftswissenschaft den Ruf einbrachte, eine »düstere Wissenschaft« zu sein. Wir können hier also gleich einräumen, dass Malthus falsch lag – zumindest, was die Details seiner Lehre betrifft.¹²

Sehr verkürzt lief seine Argumentation darauf hinaus, dass die Bevölkerung stets schneller wächst als die Ressourcen, die für Nahrung und Wohnung zur Verfügung stehen. Demnach wird sich die Bevölkerung früher oder später über ihre »Existenzgrundlagen« hinaus vermehren, und ein Teil der Menschen, die ärmsten unter ihnen, wird Not leiden.

Dass er die strukturellen Ungleichheiten, die die Menschen arm hielten, nicht erkannte beziehungsweise sogar verteidigte, ist einer von Malthus' Irrtümern. Obendrein hatte er sich aber auch gründlich verrechnet. Seit Malthus' Tagen ist die Erdbevölkerung um das Sechsfache gewachsen, unter anderem, weil die Existenzgrundlage erheblich schneller wuchs als die Bevölkerung – ganz im Gegensatz zu Malthus' Prämisse. Die Weltwirtschaft ist heute achtundsechzigmal größer als im Jahr 1800.¹³

Was Malthus vollkommen übersehen hatte, sind die langfristigen Auswirkungen des gewaltigen technologischen Wandels, der sich damals bereits um ihn herum vollzog. Auch konnte er nicht voraussehen, dass der Fortschritt die Wachstumsrate der Bevölkerung deutlich verlangsamte würde. Heute wird der Ressourcenverbrauch stärker durch steigenden Reichtum als durch Bevölkerungswachstum beschleunigt.¹⁴ Die Existenzgrundlagen haben ohne Weiteres mit der Tendenz des Menschen, sich zu vermehren, Schritt halten können, vor allem, weil billige fossile Energie

leicht zu haben war. Der gewaltige Anstieg des Ressourcenverbrauchs, verbunden mit einer, im Vergleich zu seiner Zeit, um das Siebzigfache größeren Weltwirtschaft, hätte Pastor Malthus vielleicht aber doch nachdenklich werden lassen. Wie konnte ein solches Wachstum auf die Dauer möglich sein?

Genau diese Frage stellte eine Gruppe von Wissenschaftlern, als sie im Auftrag des *Club of Rome* die Herausforderungen durch die ökologischen Grenzen untersuchen sollte. Zusammen mit ihren Kollegen betrachteten Donella und Dennis Meadows den exponentiellen Zuwachs bei Ressourcenverbrauch, Bevölkerungsentwicklung und wirtschaftlicher Aktivität seit der ersten Industriellen Revolution und stellten sich eine sehr einfache Frage: War es vorstellbar, dass sich diese Kurven weiterhin so entwickeln würden, wie es konventionelle Wirtschaftstheorien vorhersagten?

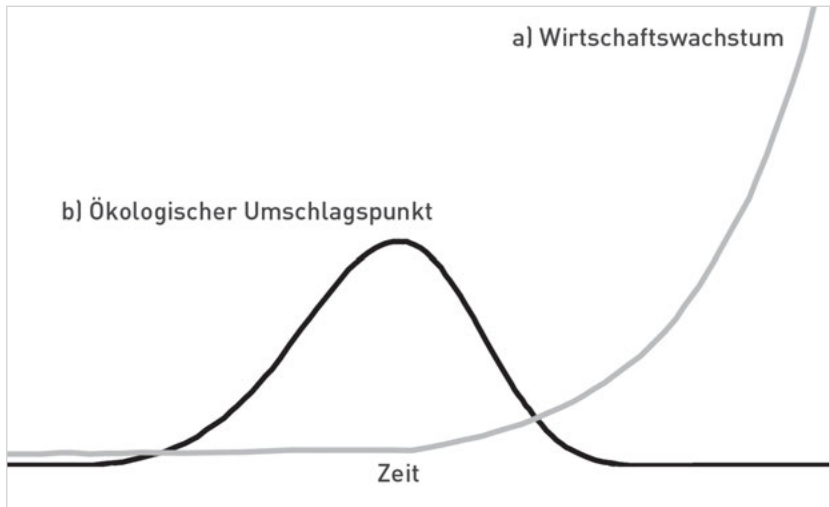
Sie wussten, dass natürliche Ökosysteme ganz anderen Kurven folgen (Abbildung Seite 8). Könnte es sein, dass die großen Erfolge menschlichen Fortschritts am Ende nichts anderes waren als das steile Anfangswachstum auf der linken Seite einer Glockenkurve? Und dass wir, wie jedes andere Ökosystem auch, das seine Ressourcenquelle ausschöpft, unweigerlich auf den Zusammenbruch zusteuerten?

Die Meadows behaupteten, Ressourcenknappheit würde die Preise steigern und die Möglichkeit für weiteres Wachstum fallen lassen. Sollte es nicht glingen, den Materialverbrauch einzuschränken, würden die Ressourcen schließlich zu Ende gehen, womit weiterer wirtschaftlicher Aktivität, zumindest in dem von den Optimisten vorausgesagten Maß, die Grundlage entzogen wäre.

Sie sammelten alles an Daten, was sie zur Rate der Ressourcengewinnung und zu verfügbaren Reserven finden konnten, und machten sich dann an die Aufgabe zu berechnen, wann die Wendepunkte erreicht sein würden, das heißt die Punkte, an denen Knappheit tatsächlich spürbare Folgen haben würde.

Wie sich herausstellte, erwiesen sich ihre Voraussagen als erstaunlich genau, obwohl zu der Zeit, als die Meadows ihren Bericht verfassten, Grunddaten zu natürlichen Ressourcen spärlicher vorhanden waren als heute. Der Bericht *Grenzen des Wachstums* sah für die ersten Jahrzehnte des 21. Jahrhunderts signifikante Engpässe voraus, sollten keine Maßnahmen ergriffen werden, den Materialverbrauch zu begrenzen. Und tatsächlich drohte Ressourcenknappheit schon in den ersten Jahren des neuen Jahrtausends.¹⁵

Insbesondere »Peak Oil« war im Jahr 2000 bereits ein heiß umstrittenes Thema und als öffentliche Debatte voll im Gange. Die Verfechter von »Peak



Wachstumskurven für ökonomische und ökologische Systeme

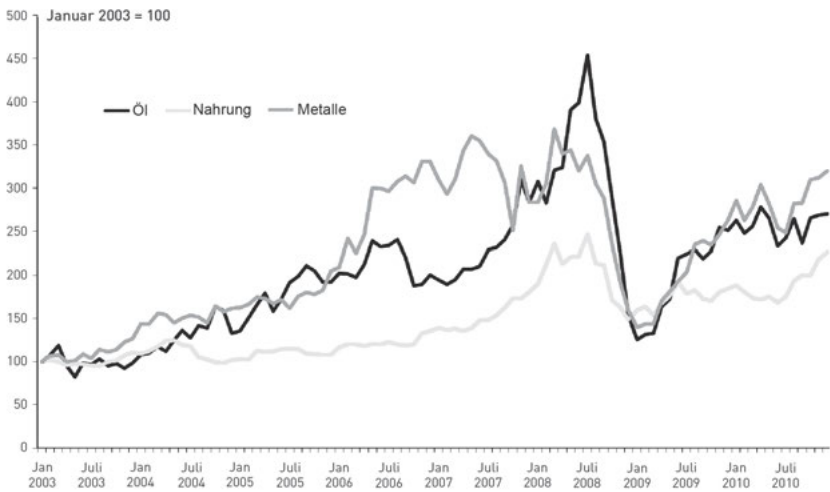
Quelle: Tim Jackson

Oil« behaupteten, der Scheitelpunkt in der Ölförderung sei in wenigen Jahren erreicht, ja vielleicht sogar schon überschritten. Ihre Gegner verwiesen auf die gigantischen Reserven an Teersand und Ölschiefer. Daraus Öl zu gewinnen könne zwar kostspielig und umweltschädlich sein, aber bis zu einer echten Knappheit sei es noch lange, meinten die Optimisten.

In der Zwischenzeit stieg der Ölpreis stetig an. Man hatte bereits erlebt, dass eine Steigerung des Ölpreises die Weltwirtschaft destabilisieren und die Existenzsicherheit gefährden kann. Im Juli 2008 stieg der Ölpreis auf \$ 147 pro Barrel (siehe Abbildung Seite 9). Obwohl er in den folgenden Monaten wieder stark abfiel, ist die Bedrohung durch »Peak Oil« geblieben. Anfang des Jahres 2009 setzte eine erneute Preissteigerung ein, die bis Ende 2010 anhielt.

Selbst die Internationale Energieagentur (IEA) hält es mittlerweile für möglich, der Scheitelpunkt könne bereits 2020 erreicht sein. Andere Beobachter gehen sogar von einem noch früheren Zeitpunkt aus. Ist der Scheitel überschritten, wird Öl zwar nicht verschwinden, es wird jedoch weniger geben, und die Förderung wird teurer sein. Die Zeit des billigen Öls wäre damit in jeder Hinsicht vorbei, und die Wirtschaftlichkeitsberechnungen der Energiebranche würden sich unwiderruflich verändern.¹⁶

Nicht nur der Rohstoff Öl wird in den nächsten Jahrzehnten knapp werden. Zum Juli 2008 stiegen auch die Preise für Nahrungsmittel stark an, was in manchen Ländern zu Unruhen führte. Nach der Preisspitze von 2008 und dem folgenden Preisverfall deutet der grundlegende Trend auf



Preise für Rohstoffe weltweit: 2003 bis 2010¹⁷

Quelle: Tim Jackson, erstellt aus den Daten unter Anmerkung 17

einen weiteren Anstieg hin (siehe auch Abbildung oben). Wie schon Malthus feststellte, ist für das bloße Auskommen fruchtbarer Boden die entscheidende Ressource. Dass die Nahrungsmittelpreise im Lauf des Jahres 2008 in die Höhe schnellten, lag mit Sicherheit auch an Konflikten um Bodenflächen, insbesondere um die Nutzung von Land für den Anbau von Agrartreibstoffen. Niemand geht davon aus, dass sich diese Konflikte einfach in Luft auflösen werden.

Es überrascht nicht, dass der Trend der Verteuerung auch bei Bodenschätzen greift. Der Bedarf steigt, und schon bei den aktuellen Fördermengen wird es bei einigen wichtigen Mineralien nicht mehr Jahrhunderte, sondern allenfalls Jahrzehnte dauern, bis die Vorräte erschöpft sind. Sollten die Fördermengen gesteigert werden, wird der Engpass nur umso früher eintreten.

Wenn die ganze Welt auch nur die Hälfte der Ressourcen verbrauchen würde wie die USA, wären Kupfer, Zinn, Silber, Chrom, Zink und eine Reihe anderer »strategischer Mineralien« innerhalb von weniger als vierzig Jahren erschöpft. Würden alle anderen ebenso viel verbrauchen wie die USA heute, wäre das in weniger als zwanzig Jahren der Fall. Selbst bei aktuellen Verbrauchsmengen werden einige Seltene Erden innerhalb der nächsten zehn Jahre aufgebraucht sein.¹⁸

Als es 2008 zur Spekulationsblase bei den Rohstoffpreisen kam, spielten zahlreiche Faktoren eine Rolle. Zum Teil ging es einfach nur um Kurzzeit-

Strategien. Es ist Konsens, dass kurzfristige Preisschwankungen kaum etwas über tatsächliche Knappheit aussagen. Daran halten sich die Optimisten gerne fest, wenn es gilt, die Konsequenzen der Ressourcenknappheit herunterzuspielen. Die Tatsache jedoch, dass die Preise für Rohstoffe zu stark schwanken, um verlässliche Informationen über unmittelbar bevorstehende Knappheiten zu liefern, ist auch ein Grund zur Beunruhigung. Schon allein die Angst vor einer Knappheit ließ die Preise 2008 nach oben schießen. Und sie waren gleichermaßen anfällig, angesichts der Rezession zu kollabieren. Doch ob die Preise nun hoch oder tief standen – die Erschöpfung der tatsächlichen physischen Ressourcenbasis schritt unerbittlich voran. Der Markt kann dies nicht messen, da er zu sehr mit sich selbst beschäftigt ist.

So erklärte mir ein Ökonom mitten in der Kreditkrise: »Die Rezession, die viele Ökonomen angesichts der Spekulationsblase auf den Rohstoffmärkten erwartet hatten, nämlich eine durch hohe Ressourcenpreise verursachte Krise, die haben wir gar nicht bekommen.« Eines jedoch ist sicher: Diese Rezession wird kommen, früher oder später. Und wenn das passiert, wird es sich nicht weniger dramatisch auf die Preise auswirken als im Jahr 2008. Die Folgen für die Wirtschaft werden verheerend sein.

Die heutige, dritte Phase der Debatte um die ökologische Begrenztheit unterscheidet sich von den beiden vorherigen. Ressourcenknappheit – die Frage der »Quellen« in der Sprache der Umweltökonomien – bildet nur einen Teil des Problems. Es ist vielmehr die Sorge um die »Senken«, die die Diskussion anheizt – das heißt die Fähigkeit des Planeten, die Folgen der wirtschaftlichen Aktivitäten für die Umwelt »zu assimilieren«. »Noch bevor uns das Öl ausgeht«, stellt der Ökologe Bill McKibben fest, »geht uns der Planet aus.«¹⁹

Der Klimawandel gehört zum Problem der Senken. Er wird durch die Anreicherung von Treibhausgasen in der Atmosphäre verursacht – beschleunigt durch menschliche Aktivitäten, insbesondere durch das Verbrennen fossiler Brennstoffe. Die Fähigkeit der Atmosphäre, diese Emissionen aufzunehmen, ohne dass es zu einem »gefährlichen« Klimawandel kommt, nimmt rapide ab.

Nachdem die Welt in den späten 1980er-Jahren durch den Klimawissenschaftler James Hansen und andere auf den Klimawandel aufmerksam gemacht wurde, ist es in den letzten zwanzig Jahren politisch immer wichtiger geworden. Der 2006 veröffentlichte, einflussreiche Stern-Report hat den Klimawandel dann mit einem Schlag allgemein bekannt gemacht. Nicholas Stern, ein ehemaliger Ökonom bei der Weltbank, war gebeten worden, für das britische Finanzministerium eine Untersuchung zu den

wirtschaftlichen Folgen des Klimawandels zu leiten. Diese Untersuchung kam zu dem Schluss, dass frühzeitiges Handeln, mit geringen Einbußen beim BIP (möglicherweise nur ein Prozent), helfen würde, in der Folge erheblich höhere Kosten zu vermeiden (die sich möglicherweise auf 20 Prozent des BIP belaufen könnten).²⁰

Es ist bezeichnend, dass erst ein durch ein Finanzministerium beauftragter Ökonom kommen musste, um die Welt für ein Thema wachzurütteln, über das Klimawissenschaftler – insbesondere das IPCC (Intergovernmental Panel on Climate Change, kurz: der Weltklimarat) – schon seit Jahren sprachen. Dies ist auch ein Beleg für die Macht der Ökonomen in der Welt der Politik. Die durchschlagende Wirkung des Stern-Reports ergibt sich aber auch aus seiner verführerischen Botschaft. Wir können mit dem Klimawandel fertig werden, so die Verheißung, und wir werden den Unterschied kaum merken. Das Wirtschaftswachstum kann mehr oder weniger weitergehen wie gewohnt.

Im Folgenden werden wir Gelegenheit haben, diese Botschaft etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Wer die Geschichte der Klimapolitik kennt, wird bezweifeln, dass es wirklich so einfach ist. Mit dem Kyoto-Protokoll verpflichteten sich die hoch entwickelten Volkswirtschaften, ihre Treibhausgasemissionen bis zum Jahr 2010 (verglichen mit dem Stand von 1990) um etwa fünf Prozent zu reduzieren. Besonders viel hat sich bisher nicht getan. Seit 1990 sind die Emissionen weltweit um 40 Prozent gestiegen.

In der Zwischenzeit hat die Wissenschaft Fortschritte gemacht. Der Stern-Report hatte das Ziel gesetzt, die Konzentration von Treibhausgasen in der Atmosphäre bei 550 ppm (parts per million – Teile pro Million) zu stabilisieren.²¹ Heute geben die meisten Wissenschaftler – auch Stern – zu, dass sich durch diese Zielsetzung ein gefährlicher menschengemachter Klimawandel nicht aufhalten lassen wird. Der vierte Klimabericht des IPCC stellt fest, dass wir eine Vorgabe von 450 ppm brauchen, soll der Klimawandel auf einen durchschnittlichen globalen Temperaturanstieg von zwei Grad Celsius beschränkt werden.²² Diese Vorgabe könnte eine Minderung der globalen Emissionen bis 2050 um bis zu 85 Prozent gegenüber dem Stand von 1990 bedeuten.²³

Zwei Artikel, die im April 2009 in der Zeitschrift *Nature* erschienen, stellten sogar diese Argumentation in Frage. Die Autoren sind der Meinung, dass das gesamte Treibhausgasbudget bis 2050 berücksichtigt werden muss. Bereits jetzt liegt die globale Konzentration in der Atmosphäre bei 435 ppm. Das heißt, wenn wir mit 75-prozentiger Wahrscheinlichkeit unter zwei Grad Celsius bleiben wollen, kann die Weltwirtschaft sich zwischen

2000 und 2050 nur noch Gesamtemissionen von höchstens 1.000 Milliarden Tonnen Kohlendioxid (CO₂) leisten. Entscheidend dabei ist, dass wir nach den Erkenntnissen der Autoren im Jahr 2008 bereits ein Drittel dieses Budgets verbraucht hatten. Das Budget einzuhalten, wird noch eine erheblich größere Herausforderung darstellen als das, was die von 450 ppm ausgehenden Szenarien nahelegen.²⁴

Diese Botschaft ist zutiefst unbequem. Das gefährliche Stadium des Klimawandels ist nur noch Jahrzehnte entfernt, und den verbleibenden »Puffer« brauchen wir viel zu schnell auf. Es kann Jahrzehnte dauern, bis wir unsere Energiesysteme umgebaut haben. Und wir haben gerade erst damit begonnen. Je mehr die Wissenschaft herausfindet, desto deutlicher wird, dass die Erwärmung der Erde für unser Überleben die größte Bedrohung sein könnte. Auch wenn das Klima als Problem erst relativ spät zum Thema wurde, könnte es sich als die Grenze aller Grenzen erweisen.

Jenseits der Grenzen

Diese knappe Darstellung der ökologischen Grenzen wird den ständig wachsenden Erkenntnissen im Bereich Ressourcen und Klima in keiner Weise gerecht. Viele Fragen wurden gar nicht angeschnitten, wie die rasche Abholzung der Wälder, der historisch einmalige Verlust an Biodiversität, der Zusammenbruch der Fischbestände, die Wasserknappheit oder die Verschmutzung von Ackerböden und Wasservorräten. Für eine eingehende Behandlung dieser Themen sei an andere Stellen verwiesen.²⁵

Gewissermaßen geht es auch gar nicht um die Einzelheiten. Die Einschätzung der ökologischen Folgen stellt heute niemand mehr ernsthaft in Frage. Beispielsweise ist allgemein anerkannt, dass seit der Mitte des 20. Jahrhunderts geschätzte 60 Prozent der weltweiten Ökosysteme geschädigt oder übernutzt worden sind.²⁶

Im gleichen Zeitraum ist die Weltwirtschaft um mehr als das Fünffache gewachsen. Wenn sie weiterhin im selben Tempo wächst, wird sie 2100 achtsigmal so groß sein wie 1950.²⁷ Diese unglaubliche Steigerung weltwirtschaftlicher Aktivität hat kein historisches Vorbild. Sie verträgt sich in keiner Weise mit unseren wissenschaftlichen Erkenntnissen über die Endlichkeit der Ressourcen und der empfindlichen Ökologie, von der unser Überleben abhängt.

Eine Welt, in der alles so weitergeht wie bisher, ist nicht mehr vorstellbar. Wie aber sähe eine Welt aus, in der geschätzte neun Milliarden Men-

schen den gleichen materiellen Wohlstand erreichen wie in den OECD-Staaten?²⁸ So eine Wirtschaft müsste im Jahr 2050 fünfzehnmal so groß sein wie heute (fünfundsiebzigmal so groß wie 1950) und am Ende des Jahrhunderts sogar vierzigmal so groß wie heute (und zweihundertmal so groß wie 1950).²⁹ Wie um alles in der Welt soll so eine Wirtschaft aussehen? Auf welcher Grundlage soll sie arbeiten? Kann das wirklich eine tragfähige Vision eines bleibenden Wohlstands für alle sein?

Meistens gehen wir der harten Realität solcher Zahlen aus dem Weg. Von Finanzkrisen einmal abgesehen, lautet die gängige Annahme, dass sich Wachstum ewig fortsetzt. Und das nicht nur für die ärmsten Länder, wo die Lebensqualität zweifellos verbessert werden muss, nein, auch für die reichsten Länder, wo der Überfluss an materiellen Gütern den Menschen kaum noch zusätzliches Glück beschert und die Grundlagen unseres Wohlergehens mittlerweile eher bedroht.

Wie wir später noch im Einzelnen sehen werden, sind die Gründe für diese kollektive Blindheit leicht auszumachen. Die moderne Wirtschaft ist, wenn sie stabil bleiben will, strukturell auf Wachstum angewiesen. Wenn das Wachstum schwächelt – wie Ende 2008 auf dramatische Weise geschehen –, dann geraten Politiker in Panik, Unternehmen kämpfen ums Überleben, Menschen verlieren ihre Arbeit, manchmal auch ihr Zuhause. Es droht eine Rezessionsspirale und Wachstum in Frage zu stellen, gilt als Akt von Wahnsinnigen, Idealisten und Umstürzern.

Und doch müssen wir es hinterfragen. Die Vorstellung einer nicht wachsenden Wirtschaft mag für einen Ökonomen ein Gräuel sein. Den Ökologen jedoch graust es vor der Vorstellung einer ständig wachsenden Wirtschaft. Rein physisch kann ein Subsystem eines endlichen Systems nicht unendlich wachsen. Die Ökonomen müssen die Frage beantworten, wie eine ständig wachsende Wirtschaft in ein endliches Ökosystem hineinpassen soll.

Die einzige Antwort auf diese Frage ist bisher die Annahme – wie sie Ökonomen meist vertreten –, dass das Wachstum in Dollars von Materialverbrauch und Umweltfolgen »abgekoppelt« ist. Wie wir im Folgenden noch deutlicher sehen werden, ist diese Abkopplung bislang noch nicht ausreichend gelungen, und daran wird sich auch in näherer Zukunft nichts ändern. Allein das Ausmaß an Abkopplung, das notwendig wäre, um die hier dargestellten Grenzen einzuhalten (und dann auch innerhalb dieser Grenzen zu bleiben, während die Wirtschaft in alle Ewigkeit weiter wächst) ist unvorstellbar.

Kurz gesagt: Wir haben gar keine andere Wahl, als das Wachstum zu hinterfragen. Der Mythos Wachstum hat versagt. Er hat versagt gegenüber

der einen Milliarde Menschen, die immer noch jeden Tag ihr Leben um den Preis einer Tasse Kaffee zu fristen versucht. Er hat gegenüber dem empfindlichen Ökosystem versagt, von dem unser Überleben abhängt. Selbst nach seinen eigenen Regeln ist er bei der Aufgabe, wirtschaftliche Stabilität und gesichertes Auskommen für die Menschen zu gewährleisten, auf spektakuläre Weise gescheitert.

Sollte die aktuelle Wirtschaftskrise wirklich (wie manche prophezeien) das Ende einer Epoche unbeschwerten Wachstums zumindest für die hoch entwickelten Länder bedeuten, dann sind die Anliegen dieses Buches natürlich doppelt relevant. Ein Konzept für Wohlstand ohne Wachstum in der Hinterhand zu haben ist mehr als nützlich, wenn die Wirtschaft wie wir sie kennen ins Wanken gerät.

Die unbequeme Realität ist, dass wir vor dem Ende der Ära des billigen Öls stehen. Wir stehen vor der Aussicht auf stetig steigende Rohstoffpreise, auf eine Verschlechterung von Luft, Wasser und Boden, vor Nutzungskonflikten um Land, Ressourcen, Wasser, Wald- und Fischereirechten, sowie vor der gewaltigen Herausforderung, das Weltklima zu stabilisieren. Und wir stehen vor all diesen Aufgaben mit einem von Grund auf zerrütteten Wirtschaftssystem, das dringend der Erneuerung bedarf.

Unter diesen Umständen kann man nicht einfach weitermachen wie bisher. Soziale Ungerechtigkeit und auf Umweltzerstörung gegründeter Wohlstand für einige Wenige können nicht die Grundlage einer zivilisierten Gesellschaft sein. Natürlich ist die Erholung der Wirtschaft nach der Krise lebenswichtig, und es ist dringend notwendig, Arbeitsplätze zu erhalten und neue zu schaffen. Wir brauchen aber auch dringend ein neues Bewusstsein dafür, dass Wohlstand uns allen gemeinsam gehört. Wir brauchen ein stärkeres Engagement für Gerechtigkeit in einer endlichen Welt.

Zu erwarten, dass politische Maßnahmen solche Aufgaben erfüllen können, mag in der heutigen Zeit ungewohnt, gar unpassend erscheinen. Die Rolle der Regierungen ist durch rein materielle Ziele stark eingengt und durch falsche Vorstellungen von der unbegrenzten Freiheit des Verbrauchers ausgehöhlt worden. Das Konzept von Regierungsführung selbst muss vollkommen neu überdacht werden.

Die Wirtschaftskrise gibt uns die einmalige Gelegenheit, in den Wandel zu investieren und das kurzfristige Denken, das die Gesellschaft über Jahrzehnte blockiert hat, wegzufegen. Solches Denken muss durch eine wohlüberlegte Politik ersetzt werden, die der enormen Herausforderung, bleibenden Wohlstand zu sichern, tatsächlich gewachsen ist.

Wohlstand ist letzten Endes mehr als die Befriedigung materieller Bedürfnisse. Er geht über materielle Interessen weit hinaus. Er ist tief in der Lebensqualität, der Gesundheit und dem Glück unserer Familien verankert. Er zeigt sich in der Stärke unserer Beziehungen und in unserem Vertrauen in die Gemeinschaft. Wohlstand äußert sich durch Zufriedenheit bei der Arbeit und in dem Bewusstsein, dass wir Werte und Ziele teilen. Er beruht auf unserem Potenzial, voll und ganz am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen.

Wohlstand ist unsere Fähigkeit, uns als menschliche Wesen zu entwickeln und zu gedeihen – und das innerhalb der ökologischen Grenzen eines endlichen Planeten. Die Herausforderung für unsere Gesellschaft ist es, Konditionen zu schaffen, die das möglich machen. Es ist die vordringlichste Aufgabe unserer Zeit.

Wohlstand ohne Wachstum

Wachstum ist nicht alles, aber ohne Wachstum ist alles nichts – ist dieses Ökonomen-Mantra noch zukunftsfähig? Und wenn ja, ist es dann auch vertretbar angesichts weltweiter ökologischer Schäden und wohlfahrtsgefährdender ökonomischer Krisen? Nein, meint der britische Ökonom Tim Jackson, aber er predigt deshalb nicht die ökonomische Abstinenz oder die Rückkehr zum Jagen und Sammeln. Sein Ansatz geht über strukturelle Korrekturen der ökonomischen Systeme und ökologische Schönheitsreparaturen hinaus und zielt letztlich auf eine veränderte Definition von Lebenszufriedenheit und Wohlstand. Jackson regt mehr Investitionen in öffentliche Güter und die stärkere Betonung sozialer und ökologischer Verantwortung in den Unternehmensstrukturen an. Rechte und Pflichten der ökonomisch Handelnden sollen enger verschränkt werden. Das Buch macht deutlich, dass dem Wohlstand ohne Wachstum hohe Hürden gegenüberstehen. Es gehe aber, so Jackson, darum, an den Wandel zu glauben und sich für ihn einzusetzen.